Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 25 (1921-1922)
Heft: 4

Artikel: Wölfe
Autor: Biriukow, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664497

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

genug betont werden kann, enthält der Bericht, wenn er von der Ehe sagt: Sie ist nicht verordnet, nur um eine Gelegenheit für die Entwicklung zweier Leben zu einer Einheit zu geben. Sie hat ihrem Wesen nach den Zweck, andere Leben zur Welt zu bringen. Ihre Heiligkeit sollte den Kindern die ständige Sorge und Liebe ihrer beiden Eltern sichern, solange sie leben. Selbstverständliches Interesse an den Kindern sollte den Staat dazu führen, die Strenge des Ehegesetzes zu wahren.

Die Konferenz empfiehlt den kirchlichen Behörden der Anglikanischen Gemeinschaft, eine nach Art und Zeit ihrem Gutdünken überlassene formelle Einladung an die Behörden anderer Kirchen ihres Bereiches zu richten, um mit ihnen über die Möglichkeit entscheidender Schritte zur Zusammenarbeit im gemeinsamen Streben in der durch den oben erwähnten Aufruf festgelegten Richtung zu beraten und die Einigkeit der christlichen Kirchen wieder herzustellen. Casimir Schnyder, Zürich.

Sprüche von Walter Siegfried.

Der Pöbel beginnt überall da, wo die Rücksicht auf den Nächsten fehlt. Darum gibt es hochgeborenen Pöbel und adelige Niedrigkeit.

Welche Nation hätte nicht ihre unleidlichen Bürger! Nach diesen das Volk zu beurteilen, ist so leichtfertig wie falsch.

Es gibt allenthalben anständige Menschen und solche, die es nicht sind, — die einzige Unterscheidung, mit der man gerecht bleibt.

Nicht der ist arm, der wenig hat, sondern der, der viel bedarf.

Aus den armen und mittleren Häusern gehen mehr Schätze für die Menschheit hervor, als aus den reichen.

Das Entstehen großer Kunstwerke ist unerklärlich. Warum sollten da nicht auch die Begleitumstände unverständlich sein dürfen, unter denen einzig ihre Hervorbringung manchen Künstlern möglich ist!

Nichts erzieht so wie die Kunst den Menschen dazu, mit Jahren statt mit dem Augenblick zu rechnen und dabei ruhevoll, großdenkend und vertrauensstark zu werden.

Wie hoch steht ein Künstler, der sich lieber in ungünstiger Lebenslage krank darbt und weiterschafft, bis er sein Eigentlichstes im Werke gegeben, als die lockendste Befreiung aus aller Not auf Kosten seiner höchsten Auswirkung zu ergreifen!

Erfolg ist dem echten Künstler Begleiterscheinung, nicht Ziel.

Musik bleibt eine rätselhafte Macht. So durchdrungen ein Mensch davon sein mag, daß es keine Welt gebe außer dieser, trägt sie ihn immer wieder in die verklärte Herrlichkeit einer höheren empor.

Wölfe.

Von P. Biriukow.

Zur Winterszeit fuhr einmal ein Herr mit seiner jungen Frau, seiner kleinen fünfjährigen Tochter und einem Freunde über Land. Auf dem Bock, neben dem Postkutscher, saß der alte Diener Stepanitsch. Er war

noch bei der alten Frau in Diensten gestanden, und als diese starb, war er zur jungen Herrschaft gekommen und begleitete sie stets auf allen Fahrten. Er kannte sie und ihre Gewohnheiten seit ihrer Kindheit.

Sie fuhren in einer halbverdeckten Troika. Der Herr hatte es eilig. Der Postknecht hatte viel Wodka getrunken, er trieb die Pferde mit der Peitsche an. Es begann bereits zu dunkeln. Auf der Station angekommen, aßen sie etwas und tranken Tee; es war nun bereits ganz finster, ein Schneesturm war heraufgezogen, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Der Postmeister redete ihnen zu, sie möchten auf der Station übernachten, das Wetter sei zu ungünstig, bei Morgengrauen könnten sie dann wieder weiterfahren. Der Herr ärgerte sich, er konnte Ratschläge nicht leiden. Er jagte den Postmeister fort und rief nach Stepanitsch; der Alte kam.

„Anspannen!"

„Väterchen-Herr, erlauben Sie mir ein Wort. Man müßte ein wenig warten. Es ist ein furchtbarer Schneesturm, außerdem sprach der Postmeister noch von etwas anderem, doch wage ich nicht, es Euer Gnaden zu sagen."

„Wovon?"

„Es heißt, die Wölfe hätten sich gezeigt."

„Damit haben sie dich erschreckt!" lachte der Herr. „Ach, du alter Brummbär! Fürchtet die Wölfe, will nicht in den Wald gehen! Geh, sag, man soll anspannen!"

„Wie es Ihnen beliebt."

Der Alte entfernte sich, um dem Postillon den Befehl zu überbringen. Die beiden Herren tranken Tee und lachten über den Diener Stepanitsch. Bloß der Frau war es nicht zum Lachen zumute. Das Wetter fürchtete sie nicht, als sie jedoch von den Wölfen hörte, wurde sie sehr schweigsam. Ihr Mann lachte, neckte sie.

„Ich habe eine doppelläufige Flinte mit" — sagte er.

„Es wäre doch besser, hier zu übernachten" — erwiderte die Frau.

„Es geht nicht, Liebste, das weißt du doch selbst. Wir müssen frühmorgens dort sein, um zur Frühmesse gehen zu können, dürfen nicht zum Schluß kommen, wenn bereits alle die Kirche verlassen. So hat er es gerne. Und du weißt doch, daß wir ihn nicht erzürnen dürfen, er hat mich bereits zweimal an meine Schulden erinnert."

Die Frau sah auf, verstummte, blickte dann auf das kleine Mädchen und begann von neuem:

„Wenn man wenigstens besseres Wetter abwarten könnte."

„Die flunkern ja alle", entgegnete ihr Mann, zum Fenster hinausblickend. „Der Sturm legt sich, die Sterne sind bereits sichtbar."

Und tatsächlich heiterte sich das Wetter auf.

Stepanitsch erschien, blieb in der Türe stehen.

„Was willst du?“

„Ob es nicht doch besser wäre . . . hier zu übernachten, die Station ist groß, bequem . . . Und es liegen noch über dreißig Werst vor uns . . . .“

„Schweig, alter Schwätzer. Du hast immer zu viel zu sagen, kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.“

„Ich kümmere mich darum“, kam die Antwort. „Erlauben Sie, daß ich das Gepäck auflade, die Pferde sind bereit, ich habe selbst anspannen geholfen.“

Das Gepäck wurde aufgeladen, der Schlitten fuhr ab.

* * *

Die Luft war ganz still geworden, am Himmel funkelten die Sterne. Ein scharfer Frost hatte eingesetzt. Stepanitsch kutschierte, trieb die Pferde an. Im Schlitten jedoch plauderten fröhlich die Herren von dem morgigen Fest, wen sie alles sehen, was sie erzählen werden. Das kleine Mädchen saß zwischen ihnen. Sie glaubten, es sei eingeschlummert, doch schlief es nicht. Es hatte die Worte des Stepanitsch auf der Station gehört ,und nun war ihm sehr unheimlich zumute; es fragte sich, ob die Wölfe irgendwo in der Ferne heulten. Dann schien es ihm, als käme ein Geheul immer näher und näher, als würde es immer deutlicher.

„Was ist das, Papa? Es klingt, als ob Wölfe heulten!“

„Was für Wölfe sollen das sein? Schlaf, Töchterchen, es ist bloß das Heulen des Windes.“

Seine Frau jedoch dachte: „Nein, der Wind hat sich längst gelegt.“ Und ihr Mutterherz zitterte und verdüsterte sich.

Sie fuhren noch ein Stück weiter.

„Papa, nun höre ich es wieder, sie heulen!“

„Schlaf, mein Kind, schlaf. Der alte Feigling hat dich mit seinen Worten erschreckt, das ist alles.“

Doch verstummte nun auch der Vater und griff nach seiner Flinte, und urplötzlich vernahmen alle ein gedehntes „U-u-u“.

Stepanitsch klopfte ans Schlittenfenster. „Herr, geben Sie mir die Flinte, die Wölfe kommen näher. Ich werde vom Bock aus schießen.“

„Schieße aber nicht unnütz, ich habe bloß drei Ladungen mit.“

„Seien Sie unbesorgt, Herr, ich weiß, was ich zu tun habe.“

Er war mit dem alten Herrn stets auf die Jagd gegangen, verstand sich aufs Schießen.

Die Pferde jagten weiter, das Heulen kam immer näher. Der Herr

blickte aus dem Fenster und sah einen ungeheuren Wolf, einen zweiten, einen dritten, es wurden ihrer stets mehr; ein ganzes Rudel Wölfe.

Auch die Frau sah zum Fenster hinaus, auf ihrer Seite liefen ebenfalls die Wölfe, der eine schnappte nach dem Bein des Seitenpferdes.

Krach! — Ein Schuß fällt. Die Pferde fliegen dahin, die Wölfe bleiben zurück, stürzen sich heulend auf den getroffenen Wolf.

Den Insassen des Schlittens wird leichter zumute, immer rascher geht die Fahrt. Sie sehen zum Fenster hinaus, und wieder haben die Wölfe sie eingeholt, springen neben den Pferden einher, schnappen mit blutigen Schnauzen.

Krach! — ein zweiter Schuß. Und abermals bleiben die Wölfe zurück, zerreißen den gefallenen Gefährten, werden noch ergrimmter und blutdürstiger. Die Pferde laufen wie besessen, der Herr schreit dem Kutscher mit einer ganz fremden Stimme zu. „Treib die Tiere an, Bestie. Willst du etwa hier sterben!“ Die Frau schmiegt sich zitternd in die Ecke, flüstert Gebete und drückt das kleine Mädchen eng an sich.

Der Kutscher sieht, daß es bös um sie bestellt ist. Lieber die Pferde opfern und selbst heil bleiben. Er durchschneidet die Stränge des rechten Seitenpferdes, treibt das Tier mit einem Peitschenhieb zur Seite. Der ganze Rudel stürzt auf das Pferd los, bleibt wiederum ein wenig zurück. Nach fünf Werst haben die Wölfe jedoch den Schlitten abermals eingeholt, noch sind sie ungesättigt, und der Weg ist noch lang. Der Kutscher beschließt, auch das linke Seitenpferd zu opfern. Es wird bis auf die Knochen zerrissen, und schon wieder jagen die Wölfe neben dem Schlitten einher.

Das übriggebliebene Pferd fliegt schier dahin, die Wölfe beißen es in die Beine, wenn es fällt, so überfallen die Tiere auch die Insassen des Schlittens, dies weiß der Herr, ahnt voraus, wie alles kommen wird, und verflucht sich selbst, daß er den weisen Worten nicht Gehör geschenkt.

Auch Stepanitsch weiß dies; seine Augen bohren sich in die Ferne, er glaubt bereits Häuser zu erblicken und es scheint ihm, als blitzten Lichter auf. Noch fünf Werst, dann haben sie die Station erreicht. Er sieht auf das Pferd; werden seine Kräfte ausreichen? Der Kutscher schlägt es mit der Peitsche, doch vermag es trotzdem nicht mehr recht zu laufen. Stepanitsch blickt in den Schlitten, sein Herz brennt vor Mitleid, er ersinnt eine große Tat, er weiß, daß in ihm Gottes Stimme gesprochen hat. Er nimmt den Hut ab, hebt die Augen zum Himmel, sieht noch einmal nach dem Schlitten, greift nach der Flinte und springt vom Bock.

Der Kutscher stöhnt, die Frau schreit laut auf. Der Kutscher blickt zurück, sieht wie das ganze Rudel auf Stepanitsch losstürmt und er die Wölfe mit der Flinte zurücktreibt, doch verlassen ihn gar bald die Kräfte. Ohne einen Schrei, ohne ein Wort fällt er zu Boden. Das erschrockene

Pferd nimmt die letzten Kräfte zusammen. Schon ist die Station nahe, schon sieht man Häuser, und die Wölfe bleiben endgültig zurück.

* * *

Kaum waren sie durch das Tor eingefahren, so stürzte das Pferd völlig erschöpft nieder. Die Frau und das kleine Mädchen wurden bewußtlos aus dem Schlitten gehoben. Der Herr brach im Zimmer zusammen und weinte wie ein Kind.

Die ganze Nacht konnte keiner ein Auge schließen. Am Morgen begab sich der Herr mit einigen Bauern in den Wald, um Stepanitschs Leiche zu holen. Als sie diese gefunden, fiel der Herr in die Knie, weinte und sprach: „Stepanitsch, mein Teurer, verzeihe mir, verzeihe meiner Reue. Ich habe deinen schmerzlichen Tod verschuldet. Gute Leute, wißt ihr, was er war? Er war ein großherziger Mensch von stahlhartem Willen. Er hat die Gebote Christi beobachtet, hat sein Leben geopfert, um das unsere zu retten."

Sie begruben die Überreste an jener Stelle, wo Stepanitsch sein Leben gelassen. Der Herr ließ dortselbst ein Kreuz errichten, auf dem die Worte des Evangeliums geschrieben stehen:

„Größere Liebe gibt es nicht, als daß einer sein Leben läßt für seine Freunde."

Vom Essen und Trinken.

Von Dr. A. Zimmermann, Zürich.

I. Das Essen.

Was benötigt der Mensch zum Essen? Drei Dinge sind es, die der Mensch zum Aufbau und Unterhalt seines Körpers hauptsächlich braucht — Eiweiß, Fett und Kohlehydrate.

Diese drei Hauptstoffe müssen also in unserer täglichen Nahrung vertreten sein, wobei einmal der, ein andermal jener unbeschadet vorherrschen darf. Wir genießen das Eiweiß vorzüglich im Fleisch, in den Eiern, in der Milch, und in den verschiedenen Hülsenfrüchten; Fett im fetten Fleisch, im Speck, in den verschiedenen Ölen, in der Milch, in Butter und Käse; Kohlehydrate in den Erzeugnissen aus Weizen, Roggen, Korn und Mais, in Form von Weiß-, Mittel- und Schwarzbrot, Kuchen etc., oder in den Kartoffeln, den Gemüsen und in allem, was Zucker heißt. Das Eiweiß ist das kräftigste und vornehmste Nahrungsmittel und kann durch nichts anderes ersetzt werden; ohne Eiweiß wäre es uns nicht möglich, unsern Körperhaushalt auf der Höhe zu erhalten. Hingegen ist festzustellen, daß die Forderung der Wissenschaft, wonach der menschliche Körper eine tägliche Menge von 100 Gramm, nach einigen Forschern sogar 118—120 Gramm reinen Eiweißes nötig hätte, zu hoch gespannt ist.